

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 2

Artikel: Im deutschen Sudan
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im deutschen Sudan.

Ueber eine Untersuchungsreise, die der frühere Basler Missionar *O. Mischlich* (jetzt deutscher Kolonialbeamter) von der Station Bismarckburg aus gegen Nordosten unternommen hat, entnehmen wir seinem Reisebericht folgende Mitteilungen:

Um die Mittagszeit des 23. Juni 1896 verliessen wir den Stationshügel und lenkten unsere Schritte nach Norden, wo wir im nördlichen Adele-Ort Kwoe übernachteten. Am 24. Juni führte uns ein schmaler, sehr wenig begangener Pfad durch unbewohnte Savanne, durch die sich viele Bachläufe mit prächtigem Saumwald hinschlängeln. Besonders reizend nimmt sich der Tuale aus mit seinen mächtigen, im Bett lagernden Granitblöcken. Zwei senkrecht aufsteigende, haushohe Felsen bilden ein mehr als meterbreites Tor, durch das sich die Wassermassen des klaren Flüsschens gewaltsam hindurchdrängen. Wir lagerten dort ein wenig im Schatten breitästiger Waldbäume. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an der grossartigen, romantischen Scenerie, an den landschaftlich reizvollen Bildern, während meine Hausknaben es sich nicht nehmen liessen, sich in dem krystallklaren Wasser mit Fischfang zu belustigen. Von charakteristischen Bäumen traf ich nur die Raphiapalme an.

Auf dem Weitermarsch kreuzte gerade einige Schritte vor uns ein Rudel prächtiger Schirrantilopen den Weg. Nach achtstündigem Marsch machten wir mitten in der Savanne Halt und richteten uns für die Nacht ein. Da sich unserer kleinen Karawane auch noch einige Leute aus Fasogu angeschlossen hatten, wurde es im Lager bald lebendig. Ehe man es sich versah, brannten mehrere Lagerfeuer, auf denen das einfache Abendessen zubereitet wurde. Wir gingen bald zur Ruhe. Die Eingebornen breiteten ihre Matten auf den Boden, während ich unter den Zweigen eines Baumes mein Feldbett aufschlug. Nach dem anstrengenden Marsch war bald alles eingeschlafen, als uns plötzlich ein Rascheln im Laub der Bäume aufweckte. Zu unserer grossen Ueberraschung fing es an zu regnen und wohl oder übel mussten wir uns in die unangenehme Lage finden.

Ein strammer Marsch am 25. Juni brachte uns dann mittags in die erste Fasogu-Farm. Diese bestand aus etwa zehn runden Hütten mit kegelförmigem Grasdach. Die einzelnen Hütten sind durch 1 bis 1 $\frac{1}{2}$ m hohe Mauern verbunden und bilden beinahe die Peripherie eines Kreises. Das ganze Anwesen macht mit den schmalen Ecktürmchen den Eindruck einer Bastion. Die Yams- und Maispflanzungen reichen bis an die Häuser heran. Auch wird hier viel Guineakorn angebaut. Dasselbe wird in eigenartigen, mit der Spitze nach unten gerichteten, kegelförmigen Behältern aus Holz- und Strohgeflecht aufbewahrt. Ueber dieselben ist ein spitzes Grasdach gestülpt.

Als wir den Weiler erreichten, waren nur 10 bis 12 Sklaven anwesend. Sofort nach unserm Erscheinen wurden mittels einer trogartigen Holztrommel die übrigen von den Pflanzungen herbei getrommelt. Die Sklaven trugen den Kopf meist glatt rasiert bis auf eine Art zottiger Raupe oder Mähne längs der Scheitellinie, die mich sehr an einen bayerischen Helm erinnerte. Die Leute waren recht zutraulich und zeigten nicht das geringste Anzeichen von Furcht.

Es scheint hier eine gewisse Wohlhabenheit zu herrschen, denn wir sahen reichlich Yams und grosse Massen von Guineakorn aufgespeichert. Auch Hühner und Perlhühner, sowie etwa ein Dutzend schöner Kühe fanden wir vor. Mit dem Betreten von Fasogu erreicht man überhaupt wohlhabendere und bevölkertere Gegenden. Der grössere Wohlstand der Bewohner fällt einem sofort auf. Fast in allen Farmen trifft man Kühe, Pferde, Schafe und Hühner an, während die Speicher Yams, Hirse, Mais und Bohnen bergen.

Am 26. Juni kamen wir schon um 7 Uhr morgens in die Nähe der Stadt Fasogu. Ich war etwas vorausgeeilt, als plötzlich vier mit langen Speeren bewaffnete Reiter in wehenden, bunten Hausagewändern und Pluderhosen, mit Turban oder phrygischer Mütze auf dem Haupt, auf phantastisch aufgeäumten Pferden dahersprengten. Ein Trommler begleitete sie. Sie waren vom König geschickt, um uns zu begrüssen und in die Stadt zu geleiten. Fasogu liegt terrassenförmig an dem östlichen Abhang eines von Süden nach Norden verlaufenden Höhenzugs. Die Stadt zählt etwa 750 runde Hütten mit spitzem Grasdach. 8 bis 10 bilden eine Hofreite, die durch 1 bis 1 $\frac{1}{2}$ m hohe Lehmmauern miteinander verbunden sind. Der Eingang führt gewöhnlich durch das etwas grösser gehaltene Haupthaus, das zugleich Empfangshalle und Pferdestall ist. Das Anwesen des Königs zeichnet sich nur durch seine Grösse vor den andern aus und ist kenntlich an dem auf der Dachspitze aufgesteckten Straussenei. Alle

anderen Dachspitzen krönt ein Topf. Viele Aasgeier sitzen auf Schattenbäumen oder kreisen über der Stadt und lassen sich von Zeit zu Zeit auf die zwischen den einzelnen Gehöften liegenden freien, schmutzigen Plätze herab, um die an andern Orten von Schweinen zu verrichtende Arbeit vorzunehmen. In dem niedrigen Gras südlich und östlich von der Stadt sieht man viele Pferde mit ihren Füllen auf der Weide. Rindvieh und Schafe werden auf den im Lande herumliegenden Farmen gehalten. Jeder Fasogu hat nicht nur ein Gehöft in der Stadt, sondern besitzt auch noch eine Farm auf dem Lande mit mehr oder weniger ausgedehnten Pflanzungen.

Als wir den König, einen schon älteren Mann mit gutmütigem, naivem Gesichtsausdruck, in seiner Empfangshalle begrüßten, war er gerade im Begriff, Toilette zu machen. Er wurde von seinen Dienern in ein weites, blauweisses Hausagewand gehüllt, worauf er sich eine hohe, phrygische Mütze, die mit Amuletten und Blechstückchen reich besetzt war, aufsetzte. In der Rechten hielt er einen mit buntem Tuch überzogenen und mit Lederfransen behangenen Stock. Er sass auf einer mit grossen, braunroten Lederkissen belegten Lehmstufe, vor der ein kleines Feuer glomm. Obwohl schon mehrere Europäer diesen Ort besucht haben, war doch der grosse Raum in wenigen Minuten mit Neugierigen gedrängt voll. Der König sprach seine Freude über unser Kommen aus und versprach, seine Leute für den folgenden Morgen zur Versammlung rufen zu lassen.

Allenthalben trifft man viele Sklaven, die an der Tättowierung und sehr häufig auch schon an ihrer etwas auffallend ruhigen und befangenen Haltung kenntlich sind. Sie führen hier im allgemeinen ein erträgliches Leben, bekommen reichlich zu essen und werden gut, ja vielfach als Kinder behandelt. Der Hausherr kann ihnen vieles, oft alles überlassen. Aber, obwohl man nicht gerade den Eindruck bekommt, als ob diese Sklaven ein trauriges Dasein führten, so kann man doch auf der andern Seite der Haussklaverei das Wort nicht reden. Wie viele Schwarze mögen elendiglich umgekommen, verhungert oder erschlagen worden sein, ehe nur einer an Ort und Stelle verkauft wurde! Und hat auch wirklich ein Sklave einen guten Herrn gefunden, so ist er doch immerhin ein Sklave und kein Freier. Gewöhnlich darf er an keiner öffentlichen Beratung oder Gerichtsverhandlung teilnehmen, muss auch oft lange warten, bis es seinem Herrn gefällt, ihm eine Frau zu geben, und dann muss er mit der vorlieb nehmen, die er eben bekommt. Dazu lebt er in einem fremden Land mit fremder Sprache, fern von Eltern, fern

von Freunden und fern der Heimat, die er in den meisten Fällen nie mehr zu sehen bekommt. Dabei glaubt man in der deutschen Heimat vielfach, die Greuel der Sklaverei gehörten vergangenen Zeiten an, und man vergisst, dass es hier noch grosse Länderstrecken gibt, in denen fast täglich Menschen zu Sklaven gemacht werden. Bis da einmal gründlich Wandel geschafft sein wird, werden noch Jahrzehnte vergehen. Gibt es doch allein hier in dem ungeheuren Nigerbecken noch grosse Länder, umfangreicher als Deutschland, die noch gänzlich unerforscht sind, Gebiete, die kaum ein Weisser gestreift hat, geschweige dass sie erforscht und bekannt sind.

Am 28. Juni verliessen wir Fasogu und schlugen östliche Richtung ein. Der durch die Savanne sich hinschlängelnde, teils sandige, teils steinige Weg ist verhältnismässig gut. Die vielen kleinen Wasserläufe sind mit Galeriewald umsäumt. Oelpalmen, Raphia und Bambus treten darin vereinzelt auf. Schea-Butterbäume trifft man hier fast überall in der Savanne. Das Gelände ist anfangs ziemlich eben und geht erst nach Ueberschreitung des Buna, eines Nebenflusses des Angge in stark welliges Terrain über. Kurz nach 12 Uhr mittags erreichten wir den Fasogu-Weiler Pasavho, so genannt nach dem Namen eines Baumes. Sehr interessant ist hier die übliche Begrüssung. Um recht respektvoll zu grüssen, kniet oder kauert man auf die Erde und schlägt mit der rechten flachen Hand leicht auf die linke, deren Daumen an dem Zeigefinger anliegt, wobei man ausruft — beim Morgengruss: yā hē, yā hē, yā hē, bavenekasá, yā hē, yā hē, yā hē . . . beim Mittagsgruss: yā hē, yā hē, yā hē, manánese, yā hē, yā hē, yā hē . . . beim Abendgruss: yā hē, yā hē, yā hē, mandanénga, yā hē, yā hē, yā hē. Sonst genügt eine gewöhnliche Kniebeugung. Mohammedaner erkennt man sofort daran, dass sie sich beim Begrüssen mehreremale die Rechte reichen und Stirn und Brust leicht berühren.

Dass hier ein äusserst reger Verkehr besteht, bezeugten die zahlreichen Karawanen, die uns begegneten. Ich zählte mehrmals über 50 Personen. Es sind meistens Eingeborne aus Wangara in Sugu oder aus Dadaura und Kparatavho in Tshautsho. Sie führen Sklaven, sehr hübsch geflochtene, farbige Matten, Scheabutter, Schafe und Pferde mit sich und tauschen dann dafür in Kete-Krakye (Kratji am Volta) hauptsächlich Salz, Zeuge und Kolanüsse ein. Wenn die mitgeführten Esel zum Transport der Waren nicht ausreichen, müssen letztere von den Frauen und Männern auf den Köpfen getragen

werden, obwohl eine Last oft einen Zentner und darüber schwer ist. Dabei ziehen aber alle fröhlich ihre Strasse, singen und erzählen sich Erlebnisse. Alle sind bewaffnet mit Pfeil und Bogen. Der Köcher aus Bambusrohr ist oft mit buntem Leder und Franzen hübsch verziert. Lange Speere und ein dolchartiges Messer, dessen O-förmiger Griff fast beständig in der Hand ruht, vervollständigen die Bewaffnung. Manche unter ihnen sind Mohammedaner. Am Morgen und Abend sieht man sie in hockender Stellung laut ihre Gebete verrichten, dabei mehrmals mit der Stirne und den flachen Händen die blosser Erde berührend. Man sieht sie selten müssig. Sobald sie am Rastort angelangt sind, müssen die Frauen für das Essen sorgen, Bohnen rösten oder Kaffa anrühren, während die Männer im Koran lesen, nach Pferden und Eseln sehen, oder schweigend vor ihren auf Fellen angehäuften Kleinigkeiten sitzen, um sie feil zu bieten. Es sind meistens Perlen, geschliffene Achate, Kolanüsse und Salz, die zum Verkauf ausgestellt sind.

Am folgenden Morgen, den 29. Juni, erreichten wir nach einem Marsch von 20 Minuten die Grenze und befanden uns nun in dem gefürchteten Tshautsho-Land. In der Baumsavanne zeigten sich zunächst keine Schea-Butterbäume, bis sie erst später wieder einzelt auftraten. Das Gras der Savanne ist niedrig, so dass man einen weiten Fernblick genießt. Die Sonne brennt heiss und nur in den schmalen Streifen Waldes längs der in rasehem Lauf meist nach Süden eilenden Bächlein erfreut sich der Reisende an der Wohlthat erquickenden Schattens. Grosse, sauber gehaltene und regelmässig angelegte Plantagen thun dem Auge wohl. Die humusreiche Erde wird mit der Hacke aufgehackt und dann in langen, geraden Linien aufgehäuft. In diese Aufhäufungen wird dann Yams gesteckt, oder es werden Bohnen, Erdnüsse (in zwei Arten), Mais und Hirse eingesät. Kassada (Maniok) bemerkte ich wenig, an vielen Orten überhaupt nicht; ebenso findet man auffallenderweise nirgends Bananen oder Pisang. Das Auge erfreut sich an den auf das sorgfältigste bestellten und mit peinlichem Fleiss gepflanzten Reisfeldern. Die Leute sind fleissig und bei aller Arbeit recht heiter und fröhlich. Unter Trommel- und Pfeifenklang ziehen die Sklaven am Morgen zur Arbeit und kehren erst gegen Abend zurück. Dabei macht alles einen frischen, frohen Eindruck. Pferde trifft man in fast allen Farmen, da und dort auch Rindvieh.

Gewöhnlich nehmen auch hier die Leute nur zwei Mahlzeiten ein. Morgens etwa um 9 Uhr wird Kaffa, abends werden Guinea-

kornklösse oder Fufu mit etwas Pfeffersuppe, aber sehr häufig ohne Fleisch, gegessen. Kraut oder Schwämme müssen genügen, die Suppe kräftig und schmackhaft zu machen. In der Zwischenzeit genießt man etwas geröstete Erdnüsse oder Mais.

Nordöstliche Richtung einschlagend, erreichen wir auf sandigem Weg am 30. Juni morgens 11 Uhr Katambara. Dieser Ort mit seinen kleinen, spitzen Hütten, liegt lang hingestreckt in niederer Grassavanne, die nur schwachen Baumbestand aufweist. Die kleinen Hütten nehmen sich zu den riesigen, mächtig hohen Baumwollbäumen und schlanken Fächerpalmen, die um den Ort stehen, wie die Wohnungen für Zwerge aus. Nachdem wir hier etwas ausgeruht, kamen wir in einer halben Stunde in dem jenseits des Flusses Na gelegenen Kparatavho an. Es liegt ganz wie Katambara. Das Haus des Königs kann man schon von Katambara aus unterscheiden, da es weit über alle andern Häuser emporragt und mit einem Straussenei gekrönt ist.

Tags zuvor sandte ich einen Reiter ab, um uns beim König anzumelden, erhielt aber den Bescheid, dass er zur Zeit abwesend sei. So kam es, dass wir ihn beim Einzug nicht antrafen. Im Laufe des Nachmittags machten wir einen Gang durch die Stadt. Es wird hier jeden Tag Markt gehalten. Da Brennholz in dieser Gegend rar ist, so findet man es auch auf dem Markt feil geboten. Zum erstenmal in Afrika sah ich hier einen Barbier auf dem Markt. Auf offener Strasse übt er sein Geschäft aus, jedoch ohne Anwendung von Seife. Der Kunde setzt sich vor den Barbier hin auf die Erde, worauf dieser ihm Gesicht oder Kopf, oder auch beides, je nach Wunsch, mit seinem scharfen Rasiermesser bearbeitet. Einige Kaurimuscheln dienen als Bezahlung. Die Bekleidung der Bevölkerung ist sehr einfach. Kinder laufen meist unbekleidet herum. Während die Frauen in ein Stück Zeug gehüllt sind, tragen die Männer Hausahemden oder haben eine dreieckige Schürze vorgebunden, die hie und da auch durch ein einfaches Schaf- oder Ziegenfell ersetzt wird. Die Leute verstehen es, sehr schöne und starke Zeuge zu weben. Die Webe-Industrie ist hier recht entwickelt. In manchen Orten sah ich mehr als 20 Webstühle in einer Linie nebeneinander in Thätigkeit. Zu meiner Verwunderung webten hier auch junge Burschen von kaum 12 oder 13 Jahren sehr hübsche, schmale Streifen, die dann zu einem Tuch zusammengenäht werden.

Auch hier trifft man viele Sklaven, die sofort an der eigenartigen Tättowierung kenntlich sind. Eine Sklavin des Königs aus Kapre hatte das Gesicht, die Arme, Brust und Rücken vollständig

mit Tättowierungsnarben bedeckt. Es war gewiss kein Geviertcentimeter zu finden, der von Ritzen und Narben frei gewesen wäre. Sklaven aus Dagomba, Mosi, Grusi, Borgu, letztere mit 9—13 Längsstreifen von der Stirne bis zum Kinn, sieht man hier auf Schritt und Tritt. Bei den Tshautsho besteht die Tättowierung der Frauen in vier, und die der Männer in drei charakteristischen Längsstreifen von der Stirne bis zum Kinn. Diese Sitte wird aber nicht durchweg eingehalten, da man auch Männer mit vier Schnitten sieht. Ausserdem wird noch ein Schnitt von der Nase nach der Wange angebracht. Manche haben daneben noch stark erhabene Tättowierungen an den Armen, am Bauch, Hals und Rücken. Die Stammeszeichen sind oft kaum sichtbar und so fein, dass man meinen könnte, sie seien mit einer Nadel geritzt worden, manchmal jedoch auch so ungeschickt angebracht, dass sie sehr entstellen und oft $\frac{1}{2}$ cm dicke, wulstige Narben hinterlassen.

Von einer einheitlichen Haartracht kann man nicht wohl reden, da man die verschiedensten Frisuren sieht. Viele Männer tragen das Haar kurz geschoren, andere haben den Kopf glatt rasiert, wobei nur drei Kreise oder eine zottige Raupe längs der Scheitellinie oder je ein Kranz hinter den Ohren stehen bleibt. Wieder welche haben ihr ganzes Haar in langen, schnurartigen Strähnen um den Kopf hängen. Sehr an den Kopfputz der Indianer erinnerte mich die Haartracht einiger, die den Kopf glatt rasiert trugen und nur am Wirbel oder hinter dem einen Ohr das zottige Haar zu langen Schnüren gedreht troddelähnlich herunter hängen hatten. Der Bartwuchs ist spärlich. Die Frauen tragen vielfach das Haar zu drei dicken Raupen netzartig geflochten, eine längs der Scheitellinie und je eine rechts und links dieser parallel laufend. Je ein Zöpfchen steht dann noch an den Schläfen abseits. Andere flechten das Haar ebenso netzartig, lassen aber die Raupen seitlich parallel der Stirne verlaufen. Die Kopfhaut wird mit blauer Farbe eingerieben. Ebenso werden die Augenränder blau gefärbt. Vielfach sieht man auch die Zähne, die Fingernägel der linken Hand, aber nicht auch die der rechten, da diese zum Essen benützt wird, sowie die Nägel der Fusszehen mittels einer lehmartigen Masse gelbrot gefärbt.

An auffallend vielen Häusern beobachteten wir hohe, aufrecht stehende Stangen, die an ihrem obern Ende mit Blättern verziert waren. Auf Befragen hörten wir, dass dieselben den Pocken den Einzug verwehren sollten. Sie hatten jüngst hier grässlich gehaust,

so dass täglich manchmal 10—16 Eingeborne dieser schrecklichen Geissel des Sudan zum Opfer gefallen waren. Es nahm mich das auch gar nicht wunder, angesichts der schmutzigen Stadt, die voll Unrats ist.

Auch der Palast des Königs wurde einer Besichtigung unterworfen. Das Haupthaus, ebenfalls rund, mit kegelförmigem Grasdach, zeichnet sich durch besondere Grösse und durch das auf der Spitze steckende Straussenei aus. Dieses Haus ist zugleich Empfangshalle und dient auch als Pferdestall, der aber recht sauber gehalten wird. Ueberhaupt sorgen die Tshautsho sehr für ihre Pferde und pflegen sie aufs peinlichste. An das Hauptgebäude sind 54 weitere, ebenfalls labyrinthartig angebaut. Sie sind durch 1¹/₂ m hohe Lehm-mauern miteinander verbunden. In jedem dieser Häuser wohnen je zwei Frauen des Königs, die da ihren eigenen Haushalt führen. Eine kleine Küche ist jeder Wohnung angebaut. Die Frauen mahlen Korn, stossen Fufu, reinigen Töpfe und schwatzen miteinander. Ein mächtiger Vogel Strauss, stolzierte vor dem Königspalast auf und ab. Es waren ursprünglich ihrer zwei, die der König für zwei Sklaven gekauft hatte; einer ist aber eingegangen.

Am folgenden Morgen wurde ich erfreut durch einen grossen Topf frischer Kuhmilch, die mir im Namen des Königs übersandt wurde. Der König hat nicht nur viele Pferde und Schafe, sondern auch eine grosse Herde schönen Rindviehs, etwa 150 Stück. Auch frische Butter konnte ich in den nächsten Tagen bekommen. Es ist das eine grosse Annehmlichkeit, wenn man diese Gaben so lange entbehren musste. Im Laufe des Nachmittags kam der König von einem unternommenen Raubzug zurück. Solche Raubzüge führt er oft aus, und er ist deswegen mit seinen Reiterscharen ringsum gefürchtet und der Schrecken der angrenzenden Länder. Durch diese Plünderungen und Kriegszüge hat sich Dshabo Abu Bukari, kurz Dshabo genannt, berühmt gemacht und sein Name ist mit einem gewissen Nimbus umgeben. Diesmal galt der Raubzug der verbündeten Stadt Tshamba, von wo er nur drei Sklaven als Beute mitbrachte. Hätte er nicht gewusst, dass ein Weisser im Kommen begriffen sei, so wäre es gewiss nicht so gelinde abgegangen. Da die deutsche Regierung in Kparatavho eine Station zu errichten gedenkt, so wird ihm wohl das Handwerk gelegt werden. Von etwa 30—40 Reitern, 9 Trommlern und vielen Fusssoldaten begleitet, kam er direkt auf mein Haus zugesprengt. Durch das viele Lärmen, Getrommel und Getöse aufgeschreckt, trat ich vor den Eingang, als

auch schon König Dshabo, der gefürchtete Herrscher von Tshautsho, vor mir erschien. Er sass auf einem prächtigen, feurigen Rappen und streckte mir die Hand zum Willkommgruss entgegen. Die Reiter trugen weite, wehende Hausagewänder in weiss und blau, farbige Pluderhosen und auf dem Kopf eine phrygische Mütze, über die dann noch ein schwerer, breitrandiger Strohhut mit farbigem Lederbesatz gestülpt war. Mittels eines schmalen Lederbandes wird er unter dem Kinn festgehalten, hängt aber, sobald der Reiter das Pferd in Trab setzt, am Nacken wehend, hinab. Viele trugen bunte, bis zu den Oberschenkeln reichende Lederstiefel oder wattierte Stulpstiefel, die mit Sporen bewehrt waren. Nur wenige hatten die Sporen an den blossen Füßen befestigt. Ihre Bewaffnung bestand in langen, breiten Schwertern und Lanzen, die im Schein der Mittagssonne erglänzten. Ebenso wie die Reiter waren auch die Pferde phantastisch aufgeputzt und mit einer reichen Garnitur von Kaurimuscheln und klingenden Metallglöckchen behangen. Als Sattelunterlage diente häufig ein Leopardenfell. Das Vorderzwiesel ist hoch und hornartig nach vorn gebogen. Die schuhförmig gearbeiteten Steigbügel sind schwer, aber recht zweckmässig. Die Pferde waren nicht besonders schön. Dagegen fiel durch seine Schönheit und seinen edlen Bau der feurige, langmähnige Hengst des Königs auf, dessen Schweif fast den Boden berührte. Der König zeichnete sich nicht nur durch seine ganze Haltung und Erscheinung, sondern auch durch bessere und reichere Kleidung vor seinen Begleitern aus. Er trug einen roten Fess auf seinem mächtigen, glatt rasierten Haupt, war geschmückt mit einem reich garnierten Burnus, um den dicke, rote Schnüre zierlich gewunden waren. Weite, türkische Hosen und hohe, prächtige Stulpstiefel aus buntem Leder vervollständigten den königlichen Kriegsanszug. Das stolze Pferd war reich geschirrt und am Hals mit zahlreichen, kleinen Messingschellen behangen. Sattel und Satteldecke waren mit Samt und Silberstückchen hübsch verziert. Dshabo steht schon in vorgerücktem Alter, sieht aber noch fast jugendlich aus und ritt trotz seiner Wohlbeleibtheit noch recht feurig mit. Sein Gesicht ist nicht unschön, um den gewulsteten Mund spielt ein stark sinnlicher Zug. Kopf und Gesicht trägt er rasiert bis auf etwas spärlichen Bartwuchs am Kinn.

Als die Begrüssung vorüber war, fand auf einem grossen, freien Platz vor dem Palast des Königs ein Pferdewettrennen statt. Wie ein Sturmwind jagten die einzelnen Reiter in voller Rüstung an uns vorüber, den gezückten Speer in der Rechten haltend. Wie

eine Windsbraut schossen die kleinen Pferdchen mit schwellenden Nüstern dahin. Auch der König nahm an diesem Rennen teil und ich musste mich wundern, wie dieser starke und nicht mehr junge Mann noch so fest im Sattel sass und es im Rennen seiner Mannschaft zuvorthat. Zum Schluss führten sie einige kühne Reiterstücklein auf, worauf der König durch die Thüre seines Palastes davonsprengte und die andern sich zerstreuten. Das Schauspiel hatte eine grosse Volksmenge herbeigelockt. — Am Abend sandte mir der König Yams und eine Ente und fügte am folgenden Tag diesem Geschenk noch einen betagten Schlachthammel hinzu, während ich ihm als Gegengeschenk zwei Stücke Zeug, Blättertabak, einige Schachteln Zündhölzer, Pomade und sonstige Kleinigkeiten überbringen liess.

Mehrmals besuchte ich Dshabo in seinem Palast. Er zeigte mir bei dieser Gelegenheit auch einmal das Geschenk des deutschen Kaisers, das ihm vor einigen Jahren Hauptmann Kling überbrachte. Es ist eine schön gearbeitete Hausarobe aus feinem gelbem Stoff, mit hübschen Stickerei-Verzierungen an der Brust. Er hält das Geschenk in Ehren und zieht es nur bei grossen Festlichkeiten an. Mehrmals forderte ich den König auf, doch seine Leute zusammenzurufen, damit ich ihnen den Zweck meines Kommens mitteilen könne, aber immer und immer wieder hatte er eine Ausrede. Er wünschte mich eben lange bei sich zu haben, da er es als eine grosse Ehre ansieht, einen Weissen zu beherbergen. Vielleicht hoffte er auch noch, mehr Geschenke zu erhalten. Als ich mich zu verschiedenen Malen bei ihm anmelden liess, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, liess er sagen, er sei nicht zu Hause. Wohl wissend, dass er doch daheim sei, betraten wir die königliche Wohnung, wobei ich die Vorsicht gebrauchte, dass ich einen meiner Leute am Haupteingang postierte. Dasselbst befindet sich noch ein Nebeneingang, durch den der König, während wir im Innern seiner labyrinthartig angeordneten Höfe und Hütten weilten, entweichen konnte. Wir hatten uns denn auch nicht getäuscht. Der König war in seiner Wohnung, obwohl er hatte melden lassen, er sei auf seine Farm geritten. Ueber solche Lügen schämt sich Dshabo natürlich nicht im geringsten, hat er es doch von Kindsbeinen an nicht anders gelernt. Diesem Räuberkönig darf man nichts glauben, es sei denn, man habe den Beweis seiner Aussagen in Händen. In der Nähe der Stadt wurde mir ein Baum gezeigt, unter dessen Zweigen viele ihr Leben lassen mussten. Nur durch stramme und grausame Zucht kann Dshabo sich und sein Reich halten. Fremde sind hier gar

nicht sicher. So war vor kurzem ein Händler von der Küste hier, um Braantwein zu verkaufen. Die Tshautsho verlangten sehnlichst nach diesem Gifte, wollten aber nichts dafür bezahlen. Der Händler zog deshalb von dannen. Er wurde aber eingeholt und wäre ohne Zweifel ermordet worden, wenn er ihnen den Braantwein nicht gutwillig überlassen hätte. Bei Nacht und Nebel eilte er davon. -- Zu meiner grossen Ueberraschung fand ich hier auch zwei Christen von meiner frühern Station Odumase in Krobo. Sie waren natürlich ebenso überrascht wie ich. Sie kamen von dem jetzt zerstörten Salaga her und verkauften an Dshabo Gewehre und Kolanüsse. Aber Dshabo hielt sie ein ganzes Jahr hin, bis es ihm beliebte, seine Schuld zu bereinigen. Und dann erst betrog er sie noch obendrein. Dshabo betrügt und beraubt Kaufleute, überfällt Karawanen und Dörfer und macht arme, unschuldige, nichtsahnende Menschen zu Gefangenen und Sklaven. Auch mich suchte er einmal zu hintergehen. Als ich nämlich zu ihm ging und ihn um einen Führer nach Tshamba bat, sagte er zu und versprach ihn auf den folgenden Morgen. Der Morgen kam; aber der zugesagte Führer erschien nicht. Als ich dann selbst beim König vorsprach und ihm Vorstellungen machte, meinte er in aller Gemütsruhe: ich solle noch warten bis zum folgenden Morgen. Das hätte dann der schlaue Fuchs so einige Tage fortgesetzt. Er hatte sich aber verrechnet. Zur Vorsicht hatte ich schon einen Führer gedungen, und der König war nicht wenig überrascht, als ich nun doch am 3. Juli nach Tshamba aufbrach.

Indem wir nach Nordosten abbogen, brachte uns ein guter Tagmarsch auf sandigem Weg durch anfangs ebene, später leicht gewellte Savanne mittags gegen 3 Uhr ans ersehnte Ziel, nach dem Volkszentrum Tshamba. Tshamba ist ein Konglomerat von grossen Ortschaften, die durch weite Plätze, auf denen Pferde und Kühe weiden, getrennt sind. Die bewaldeten Ränder der überschrittenen Bäche und des Monoflusses sind sehr schmal. Oel- und Raphiapalmen herrschen in diesen Galeriewäldern vor, während kleine Fächerpalmen und Schea-Butterbäume in der Savanne vereinzelt auftreten. Dagegen stehen in nächster Umgebung von Tshamba zahlreiche, hochstämmige Oelpalmen und riesige Baobabbäume. Als wir den Hof des Königs betraten und plötzlich vor ihm standen, fing er aus lauter Freude, dass nun endlich einmal auch hierher ein Weisser gekommen sei, zu tanzen an. Der König ist ein gutmütiger, schon bejahrter Mann, mit glattrasiertem Haupt. Nur am Wirbel hängen

einige zu langen Franzen gedrehte Haarlocken herab. Er trug ein togaartiges Kleid und hatte sein Haupt mit einer mit Blech- und Messingstückchen besetzten Kappe geschmückt. Sein rundes, faltiges Gesicht ist von einem kurzen, weissen Bart umrahmt. Voller Vergnügen fing er immer wieder zu tanzen an. Die Zudringlichkeit in dem engen Hofe seitens der Bewohner war geradezu entsetzlich. Von allen Seiten wurden wir umringt. Die Bekleidung der Bevölkerung ist noch recht mangelhaft. Wir sahen viele Männer, die nur ein ungegerbtes Schaf- oder Ziegenfell an einer Schnur um den Hals herabhängen hatten. Die Leute sind gutmütig und friedlich, nicht so roh und kriegerisch gesinnt, wie die Tshautsho. Sehr viele Landeswebstühle, oft 20 und mehr, waren nebeneinander im Gang. Der täglich abgehaltene Markt wird sehr eifrig besucht und er erinnerte mich mit seinem Getriebe lebhaft an den Markt von Kete (am Volta). Auch Händler von Yoruba und aus dem kaum eine Stunde entfernten Dahome kommen oft hieher. Obwohl die Tshamba ihre eigene Sprache, das Etshe sprechen, so verstehen doch alle auch Timu, die Sprache der Tshautsho. Wie man uns sagte, steht Tshamba nicht eigentlich unter dem Tshautsho-König, sondern die Könige beider Länder haben ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander abgeschlossen. Dshabo und der König von Tshamba machten zusammen Fetisch, indem beide aus einer Kürbischale einen Trank zu sich nahmen, den ein alter Fetischpriester eigens zu diesem Zweck zusammengebraut hatte, und der aus Wasser, dem Absud verschiedener Blätter, Pfeffer, Korn, Yams, Medizin und Salz bestand.

Noch vor Sonnenaufgang brachten sie mir am folgenden Morgen ein Ständchen. Es fand anhaltendes Getrommel statt, worauf ein altes Weib vor meiner Hütte sang. Ein Chor von Jünglingen antwortete singend. Es war dieselbe Frau, die schon Tags zuvor in einem fort gesungen hatte, aus Freude darüber, dass sie endlich einen Weissen gesehen habe und nun ruhig sterben könne. Wie wir später noch deutlicher erkannten, sind diese Mohammedaner äusserst unwissend.

Leider musste ich, so gern ich noch an diesem schönen Ort geblieben wäre, schon am folgenden Tag, den 5. Juli, zur Weiterreise aufbrechen. Wir marschierten auf gutem Wege in nordwestlicher Richtung und erreichten schon um 8 Uhr den 18 m breiten und 3 Fuss tiefen Nyala. Es ist dies nicht, wie irrtümlich auf Karten angegeben, ein dem Mono fast parallel laufender Fluss, son-

dern der Mono selbst. Wie unsicher man hier noch lebt, zeigt, dass alle auf die Farmen ausgehenden, jungen Männer mit Pfeil und Bogen und dem hier überall üblichen, dolchartigen Stossmesser ausgerüstet sind. Kurz nach 9 Uhr erreichten wir schon die ersten Agulu-Weiler und nach 10 Uhr Agulu selbst. Agulu ist wie Tshamba ein Konglomerat von mehreren Ortschaften. Bis an die Häuser heran ist jedes freie Plätzchen bepflanzt mit Mais und Guineakorn, das in ähnlichen Behältern aufbewahrt wird, wie der Reis in Boem. Schafe, Ziegen und Pferde sieht man daher nicht frei umherlaufen, sondern an langen Seilen auf der Weide angebunden. Hätten wir genügend Kaurimuscheln mit uns geführt, so hätten wir hier sehr billig ein kräftiges Pferd für nur 36 M. erstehen können, während man in Adele 120 M. und mehr zahlen muss. In Bezug auf Fleischspeisen scheinen die Agulu nicht besonders ängstlich zu sein. Zu meiner grossen Ueberraschung sah ich, dass sie am Abend dem Häuptling das Bein eines eingegangenen Esels ablieferten, während sich die übrige Gesellschaft an dem Rest gütlich that.

Gern hätte ich mich von hier den menschenreichen Volkszentren Bafilo und Samere zugewendet und einen kleinen Abstecher nach Sugu gemacht. Bafilo, das 40—50,000 Einwohner zählen soll, hätten wir in einem Tag erreicht, wir mussten aber davon abstehen, da zwischen diesen und Samere Krieg ausgebrochen war. Ferner wurde uns berichtet, dass etwa sechs Stunden nördlich von Bafilo die wilden, kriegerischen Kapre hausten. Sie sollen in kleinen, auf steilen Felsen erbauten Hütten wohnen und ohne jegliche Bekleidung gehen. Jeder Fremde, der sich ihren Wohnungen nähere, setze sich der Gefahr aus, sofort von diesen Wilden ermordet und beraubt zu werden. Sie ässen mit der Linken, damit die Rechte stets frei sei, um das am rechten Unterschenkel befestigte Kriegsmesser sofort zu gebrauchen. Auch die Tanggaberis, zu Sugu gehörig, sind gefürchtet und dass die im Norden an Sugu anstossenden Borgu wild und streitsüchtig sind, von den Weissen nichts wissen wollen und sich nicht vor ihnen fürchten, haben sie letztes Jahr bewiesen, indem sie eine französische Expedition fast aufgerieben haben, wobei drei Europäer und viele eingeborne Soldaten mit vergifteten Pfeilen getötet wurden.

Da wir also nicht gut weiter vordringen konnten, traten wir am 6. Juli den Weg nach Kparatawo an. Am ersten Tag kamen wir nur bis Kpasowa, von wo aus wir einen Besuch in dem etwas höher gelegenen Saberinga machten. Dort fanden wir handgrosse

Scherben von zerbrochenen Töpfen, auf die einige Worte aus dem Koran geschrieben waren, zum Verkauf ausgelegt, das Stück zu 25 Pfennig. Sie werden gerne gekauft und von den Bauern in den Feldern vergraben, in dem Glauben, dass dann die Ernte reichlicher ausfalle. Als wir am folgenden Morgen, den 7. Juli, Kpasowa verliessen, ging bald nach unserm Aufbruch ein wolkenbruchartiger Regen nieder, so dass sich in den schmalen, ausgetretenen Pfaden reissende Bäche bildeten, die schäumend thalabwärts eilten. In diesen Bächen mussten wir stundenlang waten. Das Wasser reichte mir bis an die Knöchel und quoll beständig aus den Schuhen, die natürlich so mitgenommen wurden, dass ich sie nachher nicht mehr tragen konnte. Was wir auf dem Leibe hatten, war zum Auswinden nass. Wir waren daher froh, als wir endlich in Kparatawo ankamen und die Kleidung wechseln konnten.

Gleich am nächsten Tag machten wir einen Besuch in dem nur anderthalb Stunden entfernten Dadaura. Der Weg dahin ist breit und sauber gehalten. Eine Viertelstunde vor Dadaura liegt recht idyllisch, ganz in Palmenhainen versteckt, das Dörfchen Kolong. Auch in Dadaura stehen viele Oelpalmen, die ansehnliche Haine bilden. Hohe Baumwollbäume treten ebenfalls vereinzelt auf. In Dadaura sah ich zum erstenmal eine neue Palmenart, von Eingebornen und Hausas Goruba genannt. Mehrere dieser Palmen bildeten eine hübsche Gruppe, die als Fetisch verehrt werden soll. Wöchentlich einmal, und zwar am Freitag, wird hier grosser Markt gehalten. Es erscheinen dann die Bewohner der ringsum liegenden Orte, bringen Landesprodukte und tauschen Waren dafür ein. Auch hier wird frische Kuhmilch und Butter angeboten. Hausas verfertigen hübsch verzierte Pferdesättel und buntfarbige, mit zierlichen Mustern geschmückte Matten; ebenso nähen sie phrygische Mützen aus Samt- und Baumwollstoff und buntfarbene Hausagewänder aus dem starken Landesgewebe. Auch türkische Hosen, hübsche Zeuge, Samt und Seide von der Küste sah ich ausgestellt. Kaffa, Yams, Fleisch, Brennholz, Garn, Zündhölzer, Perlen, Achate, Pomade und wohlriechende Oele und noch manches andere werden feil geboten.

Nachdem wir dem Ortshauptling einen Besuch abgestattet hatten, begaben wir uns zu dem Limam (Priester) Ibrahima. Auf der Strasse begegneten uns einige Reiter Dshabos, deren mächtige, ovale Leder-schilder schier Ross und Reiter bedeckten. Nur die Füsse der Pferde, deren Kopf und Hals und die Lanzenspitzen der Reiter waren sichtbar. Vor dem Haus des Limam angekommen, wurden wir in einen

grossen Raum geführt, an dessen Innenwänden mehrere mohammedanische Tafeln hingen. Umgeben von einigen mohammedanischen Grossen sass Ibrahim auf einem grossen, ausgebreiteten Antilopenfell. Er war in weite Hausagewandung gehüllt und hatte ein buntes Tuch turbanartig um sein Haupt gewunden. Es ist ein Mann vorgerückteren Alters, von kräftiger Gestalt, dessen ehrwürdiges Antlitz von einem weissgrauen Bart umrahmt ist. Ernst und feierlich sass er da, wie einer, der sich seiner Stellung bewusst ist. Beim Begrüssen verweigerte er mir die Hand zum Gruss, mit dem Bemerkten, dass er mich gar nicht empfangen hätte, wenn ich nicht ein Weisser wäre. Einen eingeborenen Missionar oder Prediger würde er überhaupt gar nicht vor sich lassen.

Am 10. Juli traten wir den Rückweg nach Fasogu an. Da es fast beständig regnete und die Wege grösstenteils ganz aufgeweicht und versumpft waren, beschleunigten wir unsere Schritte, so dass wir die weite Strecke in zwei Tagen zurücklegten. In Fasogu machten wir einen Tag Rast und setzten am 13. Juli unsere Weiterreise fort, zunächst westliche Richtung einschlagend. Der von Süden nach Norden verlaufende Gebirgszug, auf dessen östlichem Abhang Fasogu liegt, fällt nach Westen sehr steil ab. Wir verfolgten den auf dieser Seite ins Thal führenden Weg und erreichten rasch den 3 m breiten Tsheve, der Fasogu mit Wasser versorgt. Nachdem wir dann noch kurz darauf den Namabua überschritten hatten, erklimmen wir wieder einen leicht bewaldeten Höhenzug. Von hier führt dann der steinige Weg nur noch mässig auf und ab. Die Thalgründe sind mit Busch bestanden, während im Gebirge und auf den Hügeln Baumsavanne vorherrscht. Schea-Butterbäume und Oelpalmen treten vereinzelt auf, letztere vorzugsweise an den Bachrändern. Gegen Mittag erreichten wir die Höhe des westlichen Abhanges einer nach Norden verlaufenden Gebirgskette, jene Stelle, wo im März 1896 das Gefecht des Grafen Zech mit dem Tasi stattfand. Die Bewohner mehrerer Tagyang-Orte, besonders die von Tasi, hatten den sich hier vorbeiziehenden Weg von Tshautsho nach Krakye (Kratji am Volta) gesperrt, friedliche Karawanen geplündert und Gefangene gemacht, so dass sich Graf Zech genötigt sah, diesem räuberischen Treiben ein Ende zu machen. Graf Zech kam gerade von einer Expedition nach Sugu zurück. In Tshautsho hatte sich Dshabo mit seinen Reitern und Fussvolk dem Grafen angeschlossen. Als sie nun an jenen Abhang des Gebirges kamen, war der Weg gesperrt und durch quer über denselben gelegte Baumstämme unpassierbar

gemacht. Oben auf der Höhe hatten sich die Tasi gefechtsbereit aufgestellt. Es kam zum Kampf, in dem natürlich die Tasi den kürzeren zogen und flohen. Hier zeigte sich aber die ganze Erbärmlichkeit eines westafrikanischen Verbündeten, wie die des Dshabo. Als er nämlich merkte, dass es ernst wurde, blieb er einfach mit seinen Kriegern zurück und griff gar nicht mit ins Gefecht ein, sondern erschien erst, als letzteres schon beendet war, um mit seinen räuberischen Leuten Tasi, Suruku und Bo zu plündern. Von der Höhe konnten wir deutlich die Ruinen des in der Ebene, hart am Fuss des Gebirges liegenden Tasi sehen. Tasi war nach dem Gefecht durch Graf Zech zerstört worden. Wir kletterten den sehr steilen, an manchen Stellen fast senkrechten Abhang hinunter und befanden uns nun in der grossen Tagyang-Ebene. Von hier wandten wir uns nach Norden und bald standen wir innerhalb der Ruinen von Tasi. Wir fanden nur noch die Mauern der Häuser vor; zerbrochene und zerschlagene Töpfe lagen überall herum. Schon wucherte das Schilfgras und Buschwerk meterhoch über den Häuser- und Mauerresten.

Wir waren froh, als wir endlich um 3 Uhr nach langem, ermüdendem Marsch in Suruku einziehen konnten. Der Häuptling sah sehr niedergeschlagen und etwas verbissen aus, wahrscheinlich weil der Tshautsho-König mit seinen Reiterhorden auch hier unter seinem Rind- und Federvieh etwas aufgeräumt und einige Häuser verbrannt hatte. Nur eine halbe Stunde nördlich von Suruku liegen die beiden Orte Bo und Akbande, die wir tags darauf besuchten. Bo-Akbande ist die Hauptstadt der selbständigen Landschaft Tagyang. Hier wird, wie in Fasogu, welches letzteres aber unter Tshautsho steht, Timu (die Tshautshosprache) gesprochen. Vor diesem Bo wurde im Januar 1890 der deutsche Hauptmann Kling zur Umkehr gezwungen, da ihn der König mit seinen Kriegern vertrieb und nicht in die Stadt herein liess. Da zwar nicht er, wohl aber seine Unterthanen, die Tasi, die starke Hand der Deutschen fühlten, war er recht artig und empfing uns mit grosser Höflichkeit. Er ist ein Mann in den besten Jahren, gross und kräftig gebaut. Sein längliches, energisches Gesicht wird durch zwei feurige, beständig sich bewegende Augen belebt. Man sieht ihm sofort den Herrscher an. Er ist nicht nur Häuptling von Bo-Akbande, sondern auch zugleich König von der Landschaft Tagyang. An den beiden Morgen, an denen wir uns in Suruku aufhielten, schickte er mir jedesmal einen grossen Topf frischer Kuhmilch.

Am 14. Juli verliessen wir Suruku und wandten uns nach Süden. Zu unserer Rechten dehnt sich, so weit das Auge reicht, eine ungeheure, sehr fruchtbare Savanne mit schwachem Baumbestand aus, während sich zur Linken, nur wenige hundert Meter entfernt, die äusserst steile, etwa 200 m hohe Gebirgswand entlang zieht. Sie ist stellenweise bewaldet, oft tritt auch nackter Fels von mächtiger Grösse zu Tage. Der Häuptling von Suruku gab uns noch eine Stunde lang mit einem Pfeiffer, zwei Trommlern und Fussvolk, das mit Speer, Pfeil und Bogen bewaffnet war, das Geleit. Er selbst war zu Pferd in ein rotweisses Hausagewand gehüllt. Ein breitkrämpiger, mit buntem Leder besetzter Strohhut bedeckte sein Haupt. Er sprengte an unserer Seite in dem hohen Gras auf und ab, dabei durch Senken des Speeres uns stets freundlich grüssend. Wir nahmen endlich Abschied von unsern freundlichen Begleitern und eilten nach Süden.

Gegen 2 Uhr erreichten wir Kadja (Kagya), woselbst sich auch der Häuptling des zerstörten Tasi mit den meisten seiner Unterthanen angesiedelt hat. Indem wir am folgenden Tag, den 17. Juli, unsern Marsch nach Süden fortsetzten, zeigte sich dasselbe Landschaftsbild, wie tags zuvor. Zur Rechten breitete sich die ungeheure, mit dichter Baumsavanne bestandene Ebene aus, nur unterbrochen von einigen am Wege gelegenen Hügeln und Höhenzügen, während sich zu unserer Linken wieder der bewaldete Abhang des Gebirges zeigte, allerdings nicht mehr so hoch, wie in der Nähe von Tasi und Suruku. Mit dem Beschreiten von Pawa hatten wir den ersten Betwati-Ort erreicht. Hier traf ich zwei durchreisende Mohammedaner, einen aus Sokoto (jenseits des Niger) und einen aus Timbuktu. Letzterer ist mohammedanischer Lehrer, der Koran, Schreibtafeln aus Holz u. s. w. mit sich führte. Am Abend verrichtete er öffentlich, auf recht umständliche und auffallende Weise sein Gebet. Als Lehrer des Islam zieht er umher und hält sich an Orten mit kleinen Mohammedaner-Kolonien auf. Hier sammelt er die Kinder der Moslems und unterrichtet sie in der Kunst des Lesens und Schreibens. Auch arabische Verse aus dem Koran und Gebete müssen sie auswendig lernen. Daneben treibt dieser Lehrer einen kleinen Handel mit Perlen, Achaten, Kolanüssen u. s. w. Hat nun ein Schüler seine Schule absolviert, was bei der grossen Oberflächlichkeit des Unterrichts bald geschehen ist, so hat der Vater desselben etwa 40 M., eine Kuh oder Landesprodukte in deren ungefährem Wert als Lohn an den Lehrer zu entrichten. Auf diese Weise unterhalten sich diese

mohammedanischen Priester und führen dabei ein ganz beschauliches Leben. Langsam, aber sicher wird so die Lehre des falschen Propheten ausgebreitet, ohne dass die heimatliche Gemeinde irgendwie ihre Sendboten zu unterstützen hätte. Es ist ein zielbewusster, von langer Hand in Mekka geplanter und jetzt auch hier im Beginn der Ausführung begriffener Vertilgungskrieg gegen die Eingebornen. Das Schreckliche dabei ist nicht dieser beginnende Kampf der Geister, sondern die ungeheure und unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit der fast die gesamte Christenheit diesem Vernichtungswerke gegenüber steht.

Von Pawa, das wir am 18. Juli verliessen, reisten wir über Gokorong, Keri und Aberewanko nach Odadease, das schon zu Adele gehört. Hier schlugen wir unsere alte, bereits vor einem Jahr begangene Route wieder ein und kehrten über Dikpelen nach Bismarckburg zurück, das wir am 21. Juli gesund und wohl erreichten.

Der Handel mit Westafrika.

Aus einem Vortrag von J. Stadelmann.

Das westafrikanische Handelsgebiet, auf das sich meine Mitteilungen beziehen, besteht aus dem französischen Senegambien, englischen Gambia, Sierra Leone, Liberia, Dahomey, Goldküste und Lagos.

Während noch vor ca. 30 Jahren höchstens alle 14 Tage ein Schiff nach Westafrika abging, bieten sich jetzt von Liverpool und Hamburg monatlich etwa ein Dutzend Gelegenheiten. Der Verkehr nach Westafrika hat sich also in kurzer Zeit sehr ausgedehnt.

Bis vor wenigen Jahren lag das ganze Geschäft noch fast ausschliesslich in den Händen einiger Liverpooler- und Marseiller-Firmen, doch sind es heute die Deutschen, die sich am westafrikanischen Handel mehr und mehr beteiligen.

Um das Geschäft in Afrika richtig betreiben zu können, ist es unbedingt nötig, drüben eigene Filialen mit europäischen Angestellten zu haben. Als Gründe hiefür nenne ich, dass das Kreditgeben an Schwarze eine gefährliche Sache ist, dass die Eingebornen